

ARCHIV FÜR BEGRIFFSGESCHICHTE

BEGRÜNDET VON ERICH ROTHACKER

*Im Auftrage der Kommission für Philosophie und Begriffsgeschichte
der Akademie der Wissenschaften und der Literatur*

zu Mainz

*Herausgegeben in Verbindung mit
Hans-Georg Gadamer und Karlfried Gründer
von Gunter Scholtz*

Sonderdruck

BAND XXXVI

1993



BOUVIER VERLAG · BONN

KONVENTION UND GERMANISTIK. GERMANISTIK OHNE
KONVENTION?

Zur (Re)Konstruktion eines literaturwissenschaftlichen Begriffs

I

Wer sich über das Bedeutungsspektrum eines literaturwissenschaftlichen Terminus *technicus* informieren möchte, wendet sich in der Regel als erstes an die einschlägigen Nachschlagewerke zur fachwissenschaftlichen Nomenklatur. Wer sich aber in deutschsprachigen Lexika und Handbüchern über die literaturwissenschaftlichen Verwendungsweisen des Begriffs der ‚Konvention‘ einen Überblick verschaffen will, muß sich auf eine herbe Enttäuschung gefaßt machen. Im Gegensatz nämlich zu den gängigsten angloamerikanischen Vergleichswerken¹ führen weder das von PAUL MERKER und WOLFGANG STAMMLER herausgegebene *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* noch GERO VON WILPERTS *Sachwörterbuch der Literatur* (fünfte und sechste Auflagen), weder OTTO F. BESTS in erweiterter Neuausgabe 1982 veröffentlichtes *Handbuch literarischer Fachbegriffe* noch WOLFGANG KAYSERS *Kleines literarisches Lexikon* und weder das 1984 in erster Auflage erschienene *Literatur-Lexikon* des Metzler-Verlags noch das von CLAUS TRÄGER 1986 herausgegebene *Wörterbuch der Literaturwissenschaft* irgendeinen Eintrag zum Stichwort Konvention. Umso einsichtiger mag es von daher auch sein, daß sich auch im zeitgenössischen deutschen Wortschatz des *Großen Duden* sowie des großen *Brockhaus-Wahrig Deutschen Wörterbuchs* keine literaturwissenschaftliche Wortbedeutung im engeren Sinne verzeichnet findet.² Das eine zieht offensichtlich das andere nach sich. Über die Konvention ist, so scheint es, literarisch nicht gut reden.

¹ Ich führe hier stellvertretend für viele nur auf: Princeton Encyclopedia of Poetry and Poetics, hg. von ALEX PREMINGER (Princeton 1965 und 21974); M. H. ABRAMS: A Glossary of Literary Terms (New York 1966); PATRICK MURRAY: Literary Criticism. A Glossary of Major Terms (Dublin 1978); und HAAKON M. CHEVALIER: Convention. In: Dictionary of World Literature (new revised edition), hg. von JOSEPH T. SHIPLEY (New York 1953).

² Zum Vergleich heißt es im Oxford English Dictionary unter der Bedeutung II. 9 des Stichworts ‚Convention‘: „General agreement or consent, deliberate or implicit, as constituting the origin and foundation of any custom, institution, opinion, etc., or as embodied in any accepted usage, standard of behaviour, method of artistic treatment, or the like“ und Bedeutung II. 10: „A rule or practice based upon general consent, or accepted and upheld by society at large; an arbitrary rule or practice recognised as valid in any particular art or study.“

Daß die Konvention kaum der Rede wert ist, hat natürlich distinkte historische Ursachen und ebenso distinkte Folgen. Manch einer wird beim Lesen meines Aufsatztitels z. B. gleich an *Kitsch, Konvention und Kunst* gedacht und sich vielleicht sogar an KARLHEINZ DESCHNERS gleichnamiges Buch aus dem Jahr 1957 erinnern haben.³ Der folgende Beitrag wird sich allerdings nur am Rande mit dieser limitierenden Verknüpfung von Konvention und Kitsch beschäftigen. Dabei ist diese Assoziation durchaus repräsentativ für das Verhältnis weiter Teile der Germanistik zum Begriff der Konvention, der mit Vorliebe in einem Atemzug genannt wird mit dem Trivialen, dem Veräußerlichten, dem Abgeschmackten, allgemeiner gesagt: dem ästhetisch Diskreditierten. Kurz, die Konvention steht literarisch gesehen im Ruche der Epigonalität und ist deshalb für viele ein Un-Thema.

Daß aber diese in literarischer Hinsicht pejorative Auffassung von Konvention und Konventionalität beileibe nicht verpflichtend ist, illustriert der außerordentlich differenzierte angelsächsische Gebrauch des Wortes. In den Vereinigten Staaten insbesondere ist zu beobachten, wie die Konvention nicht nur als ein terminologisch verhältnismäßig neutrales Werkzeug der literarhistorischen Forschungspraxis ins Spiel gebracht wird (so schon frühzeitig bei JOHN LIVINGSTONE LOWES in seinem *Convention and Revolt in Poetry* aus dem Jahr 1919 und später bei MURIEL C. BRADBROOK, HARRY LEVIN, NORTHROP FRYE, JOHN REED, JEAN E. KENNARD, LAWRENCE MANLEY oder JONATHAN CULLER in seiner weniger bekannten Flaubert-Untersuchung),⁴ sondern vor allem auch der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung als axiomatisches Konzept zugrundegelegt wird. Hier floriert die Konvention begrifflich wie auch konzeptionell in solch diversen Veröffentlichungen wie RAYMOND WILLIAMS' *Marxism and Literature*, JONATHAN CULLERS *Structuralist Poetics*, MICHAEL RIFFATERRES *Semiotics of Poetry* (wie zuvor schon in den noch in Frankreich erschienenen *Essais de stylistique structurale*), BARBARA HERRNSTEIN SMITHS *On the Margins of Discourse*, STEVEN MAILLOUX' *Interpretive Conventions*, PETER RABINOWITZ' *Before Reading*, ganz zu schweigen vom Konventionalismus und den *literary community*-Ansätzen

³ KARL-HEINZ DESCHNER: *Kitsch, Konvention und Kunst* (München 1957).

⁴ In zeitlicher Reihenfolge des Erscheinens: JOHN LIVINGSTONE LOWES: *Convention and Revolt in Poetry* (Boston and New York 1919); MURIEL C. BRADBROOK: *Themes and Conventions of Elizabethan Tragedy* (Cambridge 1960, zuerst 1935); HARRY LEVIN: *Notes on Convention*. In: *Perspectives of Criticism*, hg. von HARRY LEVIN (Cambridge, USA, 1950) pp. 55–83; DERS.: *The Gates of Horn. A Study of Five French Realists* (New York 1963); JONATHAN CULLER: *Flaubert. The Uses of Uncertainty* (London 1974); JOHN R. REED: *Victorian Conventions* (ohne Ortsangabe, Ohio University Press 1975); JEAN E. KENNARD: *Victims of Convention* (Hamden 1978); LAWRENCE MANLEY: *Convention 1500–1750* (Cambridge and London 1980).

eines DAVID BLEICH oder STANLEY FISH.⁵ Nicht ohne Grund hat das führende, 1969 begründete und literaturtheoretisch orientierte Fachjournal *New Literary History* sich u. a. die Untersuchung der Konvention in Literatur und Literaturwissenschaft fest ins Programm geschrieben und diesem Thema dann Anfang der achtziger Jahre eigens zwei interdisziplinäre Sondernummern (*On Convention I*, 1981 und *On Convention II*, 1983) gewidmet, in denen neben CULLER, MANLEY und MAILLOUX unter anderem Wissenschaftler wie der Philosoph HILARY PUTNAM, der Historiograph HAYDEN WHITE, der Jurist STEVEN YEAZILL, der Kunstphilosoph NELSON GOODMAN oder die Literaturwissenschaftler E. D. HIRSCH, JEAN E. KENNARD, SANDER GILMAN und JOHN REICHERT zu Wort kamen. Und schließlich fällt der Konvention auch in der jüngsten Theoriedebatte um Institutionen, *Anti-Professionalism* und die rhetorischen Funktionen des szientifischen Diskurses eine nicht ganz unerhebliche Rolle zu.⁶

Im Gegensatz dazu hat sich wenig im Grundsätzlichen an dem Befund verändert, zu dem HARRY LEVIN schon vor vier Jahrzehnten in seinem Aufsatz *Notes on Convention* bezüglich Deutschlands gelangt ist: „We shall find that though the Germans implicitly grasped the idea of convention, they never quite assimilated the key-word.“⁷ Wie LEVIN hier schon signalisiert, läßt die mangelnde Aufnahme des Wortes in den allgemeinen wie germanistisch fachsprachlichen Wortschatz nicht auf eine gänzliche Vernachlässigung des Konzepts als solches schließen. Durchblättert man germanistische Abhandlungen der letzten Jahre und Jahrzehnte, gelangt man – ganz im Gegensatz zum bei der Durchsicht der Sachwörterbücher entstandenen Eindruck – durchaus zu dem Resultat, daß der Begriff Konvention dort, wenn auch nicht so hoch im Kurs steht wie in den Vereinigten Staaten, so doch auch keineswegs ein Fremdwort geblieben ist. Er erscheint mit großer Regelmä-

⁵ RAYMOND WILLIAMS: *Marxism and Literature* (Oxford 1977); JONATHAN CULLER: *Structuralist Poetics. Structuralism, Linguistics and the Study of Literature* (Ithaca 1975); MICHAEL RIFFATERRE: *Strukturelle Stilistik* (München 1973); DERS.: *Semiotics of Poetry* (Bloomington 1978); BARBARA HERRNSTEIN SMITH: *On the Margins of Discourse. The Relation of Literature to Language* (Chicago 1978); STEVEN MAILLOUX: *Interpretive Conventions. The Reader in the Study of American Fiction* (Ithaca and London 1982); PETER RABINOWITZ: *Before Reading. Narrative Conventions and the Politics of Interpretation* (Ithaca and London 1987). Von den unzähligen in Aufsatzform erschienenen Beiträgen erwähne ich hier nur drei: JAY SCHLEUSNER: *Convention and the Context of Reading*. In: *Critical Inquiry*. Vol. 6 (1980) pp. 669–680; LAWRENCE MANLEY: *Concepts of Convention and Models of Critical Discourse*. In: *New Literary History*. Vol. 13 (1981) pp. 31–52 und CHARLES ERIC REEVES: *The Languages of Convention. Literature and Consensus*. In: *Poetics Today*. Vol. 7 (1986) pp. 3–28.

⁶ Z. B. bei STEVEN MAILLOUX in *Rhetorical Power* (Ithaca and London 1989) und bei STANLEY FISH in seinem jüngsten Buch *Doing What Comes Naturally. Change, Rhetoric, and the Practice of Theory in Literary and Legal Studies* (Durham and London 1989).

⁷ *Perspectives of Criticism*, a. a. O., p. 62.

ßigkeit in Fachpublikationen aus allen Teilbereichen unserer Disziplin, mit besonderer Vorliebe natürlich in konkreten literarhistorischen Einzelanalysen im Sinne des stilistischen Klischees oder der formaltechnischen Hohlform popularisierter Schreibweisen. Insbesondere aber hat das Konzept in Form mehr oder minder isotoper Begriffe in die Literaturwissenschaft Eingang gefunden. Zu dieser zweiten Garnitur gehören neben einfachen Termen wie Sitte, Brauch, Gewohnheit, Übereinkunft, Absprache, Festssetzung, Norm, Klischee, Schablone, Gemeinplatz oder Stereotypie auch komplexere Konzepte und Kopulationen wie Erwartungshaltung, Intertextualität, Präsupposition, Interpretationsrahmen, regelhaftes Verhalten, „habituelle Orientierung“, „Wahrnehmungs- und Vorstellungsgewohnheiten“ oder „sozio-kulturelle Habitualisierungen, die aus dem Umgang mit traditioneller Kunst entstanden sind“.⁸

Und natürlich gehört der Begriff in einigen Nachbardisziplinen schon seit langem zum fest eingebürgerten Wortbestand, so etwa in der Linguistik und Pragmalinguistik,⁹ der Soziologie,¹⁰ der Kunstwissenschaft¹¹ wie auch in der Philosophie, dort ganz besonders, wengleich nicht ausschließlich in den Bereichen der Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie,¹² wo sowohl der

⁸ Das erste Zitat stammt aus WOLFGANG ISERS Buch *Der Akt des Lesens* (München 1976) S. 35 et passim; die beiden anderen aus dem Aufsatz von MANFRED SMUDA: *Wahrnehmungstheorie und Literaturwissenschaft*. In: *Sozialität und Intersubjektivität. Phänomenologische Perspektiven der Sozialwissenschaften im Umkreis von Aron Gurwitsch und Alfred Schütz*, hg. von RICHARD GRATHOFF und BERNHARD WALDENFELS (München 1983) S. 272–292, hier S. 279 und 280.

⁹ Neben FERDINAND DE SAUSSURE haben vor allem JOHN L. AUSTIN und JOHN ROGER SEARLE zu Fragen der sprachlichen Konventionalität Stellung bezogen. Kurze Einführungen aus linguistisch pragmatischer Sicht geben DIETER WUNDERLICH: *Zur Konventionalität von Sprechhandlungen*. In: *Linguistische Pragmatik*, hg. von DIETER WUNDERLICH (Wiesbaden 1975) S. 11–58, und – weniger ausführlich – WOLFGANG FRIER: *Konvention und Abweichung. Zur pragmatischen Analyse literarischer Texte*. In: *Germanistische Linguistik*. Bd. 3–4 (1981 = *Stilistik*, hg. von BARBARA SANDIG) S. 127–157.

¹⁰ Hier ein Ausschnitt aus dem *Soziologischen Wörterbuch* von HELMUT SCHOECK: „Konvention nennt man das durch eine (meist im Lauf der kulturellen Entwicklung zustande gekommene) Übereinkunft oft stillschweigender Art, geregelte Verhalten. K. ruht auf Gegenseitigkeit . . . Im engeren Sinne versteht man unter K. (z. T. in Überschneidung mit der Mode) jene zahlreichen, allgemeinen gesellschaftlichen Erwartungen entsprechenden Verhaltensmuster“ (Freiburg 1974). An Stelle von Konvention bezieht sich die Diskussion oft auf verwandte Begriffe. Der äußerst knappe Eintrag zur Konvention im *Wörterbuch der Soziologie* von WILHELM BERNSDORF und FRIEDRICH BÜLOW (Stuttgart 1955) verzeichnet z. B. als Querverweise „Brauch, Gebaren, Gewohnheit, Sitte und Sittlichkeit“.

¹¹ Vgl. ARNOLD HAUSER: *Philosophie der Kunstgeschichte* (München 1958) S. 405–452 (= Teil VI: *Zur Dialektik der Kunstgeschichte: Bildung und Wandel der Konventionen*). Aus dem angelsächsischen Bereich sind hervorhebenswert vor allem die Arbeiten von ERNST H. GOMBRICH, einem schwachen Konventionalisten, und die seines streng konventionalistischen „Gegners“ NELSON GOODMAN.

¹² Hier sind an erster Stelle erwähnenswert NIETZSCHE, WITTGENSTEIN oder KARL POPPER, aber auch die amerikanischen Pragmatiker DEWEY, JAMES, PEIRCE und in jüngster Zeit besonders

Konvention als auch dem Konventionalismus¹³ wichtige Funktionen im wissenschaftstheoretischen Diskurs zugemessen werden und von wo aus das Konzept mitunter sogar die Literaturwissenschaft infiltriert.

Es überstiege natürlich meine fachliche Kompetenz und würde außerdem den hier abgesteckten Rahmen sprengen, alle diese unterschiedlichen disziplinären Felder und alternativen Begrifflichkeiten in einem Aufsatz bewirtschaften zu wollen. Worauf es mir daher auf den folgenden Seiten nur ankommen soll, ist zu zeigen, wie das in den vielfältigen und anhaltenden theoretischen Bemühungen der angloamerikanischen Literaturwissenschaft um die Konvention sich anreichernde Bedeutungsspektrum des Begriffs sich in groben Zügen auch in den germanistischen Verwendungsweisen widerspiegelt, ohne allerdings daß es hier zu einer vergleichbar intensiven methodologischen Aufarbeitung und im Anschluß daran zur definitiven Spezifizierung des Fachbegriffs gekommen wäre. Das belegen jene wenigen germanistischen Einzelbeiträge, die „Konvention“ in ihrem Titel ausweisen und dadurch quasi programmatisch ihr theoretisches Interesse an diesem Thema bekunden.¹⁴ Einige dieser Beiträge will ich in ihrer Entstehungsfolge exemplarisch diskutieren, um an ihrem Beispiel die diversen Bedeutungsschichten des proteischen Konzepts freizulegen.

RICHARD RORTY und IMRE LAKATOS. Eine informative Übersicht über die Konvention in der Philosophie bietet der von W. H. SCHRADER verfaßte Eintrag *Konvention*. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4 (1976) Sp. 1071–1078. Auf die einschlägige Arbeit von DAVID K. LEWIS: *Convention. A Philosophical Study* (Cambridge 1969; in Übersetzung erschienen unter dem Titel *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*, Berlin 1975) ist besonders hinzuweisen. Auf die wissenschaftstheoretische Debatte um den Konventionalismus geht aus philosophischer Sicht ausführlich auch LOTHAR SCHÄFER in seiner Tübinger Habilitationsschrift: *Erfahrung und Konvention. Zum Theoriebegriff der empirischen Wissenschaften* (1974) ein; das Augenmerk lenkt SCHÄFER hier vor allem auf die unterschiedlichen Konventionalismen bei KARL POPPER, PIERRE DUHEM und IMRE LAKATOS.

¹³ Zu diesem Begriff vgl. J. SCHNEIDER: *Konventionalismus*. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4 (1976) Sp. 1078–1080 und L. SCHÄFER: *Konventionalismus*. In: *Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe*, hg. von JOSEF SPECK. Bd. 2 (Göttingen 1980) S. 348–351.

¹⁴ Abgesehen wird daher von einer Besprechung solcher Titel, deren (meist historisch ausgerichtete) Analysen sich für die theoretische Beleuchtung der Konvention als wenig ergiebig erweisen; dazu zählen HENNING SCHEFFER: *Höfische Konvention und die Aufklärung. Wandlungen des höhnnet-homme-Ideals im 17. und 18. Jahrhundert* (Bonn 1980 = *Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik*. Bd. 93) und TRUDE EHLERT: *Konvention-Variation-Innovation. Ein struktureller Vergleich von Liedern aus ‚Des Minnesangs Frühling‘ und von Walther von der Vogelweide* (Berlin 1980 = *Philologische Studien und Quellen*. Heft 99). Auch KARL-HEINZ DESCHNERS oben erwähntes Werk *Kitsch, Konvention und Kunst* (Anm. 3) handelt Konvention fast ausschließlich im Sinne von minderwertiger Kunst ab und trägt nur wenig zur theoretischen Erhellung des Konzepts bei. Der gleiche Befund trifft zu auf KNUT KIESANTS Beitrag: *Konvention und Innovation. Zur Problematik des Lyrik-Begriffs bei der literaturgeschichtlichen Wertung des 17. Jahrhunderts, am Beispiel Simon Dachs (1605–1659)*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam*. Bd. 26.2 (1982) S. 209–218.

Daß sich in den deutschen Ansätzen alle literaturwissenschaftlichen Kernbedeutungen des semantischen Wortfelds der Konvention, die auch von der angloamerikanischen Fachdiskussion herausgearbeitet wurden, festmachen lassen, darf freilich kaum verwundern – die transatlantische Isotopie von Theorien und Terminologien dürfte hierzu ihr Scherflein beigetragen haben. Umso überraschender mutet es aber deshalb an, daß der Konvention nur jenseits des Atlantiks eine grundsätzlich differenzielle Rolle innerhalb der anhaltenden Kontroversen um Hermeneutik, Rhetorik und Textinterpretation beigemessen wird. In Deutschland werden demgegenüber meist die Ersatzbegriffe bevorzugt, die aber – aus Gründen, die wir später noch untersuchen werden – nicht leicht das abdecken, was im Konzept der Konvention gewissermaßen von Natur aus angelegt ist. Vom chronologischen Querschnitt ausgehend soll daher im dritten und abschließenden Teil wieder an den zeitgenössischen literaturtheoretischen Fragehorizont angeknüpft werden. Dabei ist der Blick auf die immer enger werdende Verzahnung von Konventionstheorien und allgemeiner Texthermeneutik zu lenken, wie sie sich uns derzeit aus amerikanischer Perspektive präsentiert, wo der Konventionalismus seit einiger Zeit in ganz unterschiedlichen Aufmachungen floriert. Es gilt zu zeigen, wie der Begriff der Konvention sowohl wegen seiner erstaunlichen begriffsimmanenten Flexibilität als auch wegen seiner sozial geprägten Mittelstellung zwischen Subjekt und Objekt als ein heuristisches Konzept zum Einsatz gelangen kann, das die miteinander wetteifernden hermeneutischen Schulen wenn nicht gerade aussöhnen helfen könnte, so dann doch aufzuzeigen vermag, wie ihre scheinbar so unüberbrückbaren Differenzen weniger qualitativen als eher quantitativen Ursprungs sind.

II

Die literaturwissenschaftlich früheste Verwendung des Begriffs Konvention ohne eindeutig pejorative Konnotation befindet sich m. W. in dem 1907 veröffentlichten kleinen Aufsatz *Dichtkunst und Konvention*¹⁵ des heute fast unbekannteren Erzählers, Philosophen, Biographen (u. a. des eigenen Großvaters FRIEDRICH SCHILLER) und Kulturhistorikers ALEXANDER VON GLEICHEN-RUBWURM. Sein völlig ohne Widerhall gebliebener Beitrag im *Literarischen Echo* ist insofern hervorhebenswert, als darin bereits wesentliche Mo-

¹⁵ ALEXANDER VON GLEICHEN-RUBWURM: *Dichtkunst und Konvention*. In: *Das literarische Echo*. Bd. 9, Heft 11 (März 1907) Sp. 843–849.

mente späterer formkonventionaler Argumentationen aufscheinen. Gerade sein Beispiel belegt, daß in etwa gleichzeitig mit der von JOHN LIVINGSTONE LOWES im angelsächsischen Raum inaugurierten Debatte schon sehr früh auch im deutschsprachigen Bereich die Beschäftigung mit dem medialen/sozialen Charakter von Kunstwerken unter der Ägide der Konvention einsetzt.

Er scheidet die Konvention strikt von der konventionellen Schablone: „Die vornehmste und wichtigste Aufgabe der Kritik [ist es], zwischen Schablone und Konvention zu unterscheiden. Was aus dem zusammenbrechenden Gebäude des Veraltenden für die Zukunft gerettet wird und als unumgängliches technisches Wissen zum geistigen Handwerkszeug eines jeden Schriftstellers gehören muß, rettet sich selbst. . . . Konventionell aber ist das Erstarre, das mechanisch noch so geschickt Angefertigte, in dem ohne Geist und Seele abgebrauchte Formen, abgebrauchte Figuren galvanisiert werden“ (Sp. 846). Konventionalisierung bezeichnet überdies den *materialen Grundvorgang* der Kunstwerdung, bei dem Objekte aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgelöst und kraft ihrer artistischen Transformation in ein fremdes Medium wie Farbe, Stein, Ton oder Sprache in einen kunsteigenen Rahmen gezwängt werden, dem spezifische Wahrnehmungsformen – gewissermaßen Vertragsbedingungen zwischen Produzenten und Rezipienten – zukommen: „Wer eine Kongruenz von Kunst und Wirklichkeit verlangt“, heißt es andernorts, „ist entweder unwissend oder pervers. Beide sind nur durch ein stillschweigendes Übereinkommen zu verbinden, das Gefühl, Verstand und historischer Sinn miteinander abschließen“ (Sp. 848).

Der Konvention wird also im Spannungsfeld zwischen Originalität und Tradition eindeutig eine eigenständige Vermittlerrolle zuerkannt. Indem GLEICHEN-RUBWURM ausdrücklich zwischen der Konvention als notwendigem technisch-handwerklichem Rüstzeug, das jede ‚neue‘ Generation – das überlieferte Ausdruckspotential der Künste natürlich immer mit erweiternd – aufgreift und weiterreicht, und der Schablone, dem Alteisen der Kunst, differenziert, gewinnt er einen konstruktiven Zugang zur literarischen Tradition, in der nicht alle künstlerischen Ausdrucksformen, die über längere Zeiträume hinweg vital bleiben, gleich einer negativ verstandenen Automatisierung bezichtigt werden und an positivem ästhetischem Wert einbüßen – wie es wenige Jahre später die russischen Formalisten behaupten werden. Statt automatisiert und zur Schablone zu werden, vermag sich manches zeitbedingt Konventionelle durch sein Beharrungsvermögen den Status des Entkonventionalisierten und Enttemporalisierten zu erobern. Es gelang so qua Langlebigkeit potentiell in den Stand entweder der Natürlichkeit oder aber der Klassizität.

Mit seinem dezidiert anti-naturalistischen Einschlag und mit solch markanten Feststellungen wie „Konvention und Dichtkunst [sind] unzertrennlich“ (Sp. 848) oder „Alles Ästhetische in der Dichtkunst beruht auf Konvention. Das Verständnis für seine Werte ist anerzogen“ (Sp. 848), mit der Behauptung, daß Klassizität und Konventionalität sich nicht beißen oder daß Kunst aus dem Widerstand gegen die durch das künstlerische Medium gesetzten Grenzen der Darstellbarkeit hervorgeht und nur durch eine stillschweigende Übereinkunft ihre illusionsbildende Wirkung zu erzeugen vermag, präfiguriert GLEICHEN-RUBWURM um mehr als ein Jahrzehnt gleichlautende Überlegungen vieler angloamerikanischer Konventionalisten. Für den deutschsprachigen Raum bleibt aber festzuhalten, daß GLEICHEN-RUBWURMS konventionaler Interpretationsansatz zunächst lange Zeit ohne Nachfolge blieb.

Denn erst vier Jahrzehnte später, im Jahr 1949, sollte das Thema Konvention mit FRIEDRICH SENGLERs Goethe-Aufsatz von einem deutschen Literaturwissenschaftler wieder explizit aufgegriffen werden. Unter Rückgriff auf frühere, aber durch die „Lawine des ‚völkischen‘ Gedankens“ verdrängte Ansätze der soziologischen und sozialhistorischen Interpretation,¹⁶ dabei im methodischen Vorgehen an ERNST ROBERT CURTIUS' im Vorjahr veröffentlichtes Werk *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*¹⁷ anknüpfend, unternimmt SENGLER in seinem Aufsatz *Konvention und Ursprünglichkeit in Goethes dichterischem Werk* einen Rundumschlag gegen die vorherrschend weihevollen und „in sich selbst kreisende Goetheforschung und -Verehrung.“¹⁸ SENGLER bemängelt namentlich die Überschwenglichkeit der Gundolf'schen Schule der Goethephilologie und ihre kaum zu rechtfertigende ästhetisch einseitige Privilegierung gewisser originaler Leistungen des Weimarer Dichturfürsten. Er moniert: „Auch wo sich Goethes ‚Abhängigkeit‘ nicht leugnen läßt, beeilt sich der heutige Goetheforscher mit dem Nachweis ihrer Geringfügigkeit und Goethes unbedingter Selbständigkeit“ (S. 10).

¹⁶ Hierzu JOST HERMANN: *Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft* (München 1978) S. 104. Hier finden sich weitere Ausführungen zu den frühen Ansätzen einer soziologischen Interpretationsrichtung. In unserem Kontext erwähnenswert ist auch HERMANNs Beobachtung, daß ein Werk wie ARNOLD HAUSERS *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, das 1935 erstmals veröffentlicht wurde, aus ideologischen Gründen im angelsächsischen Raum viel nachhaltiger wirkte als in Deutschland selbst (S. 107).

¹⁷ Auch CURTIUS beschäftigt sich zentral mit dem Problemkreis der Kontinuität der Tradition und untersucht, welche Rolle konventionalisierte Elemente – hier die literarische Topik im Zusammenspiel mit der Rhetorik – für die literarische Tradition spielen.

¹⁸ Zitiert wird der ursprünglich in *Studium Generale* (Bd. 2 (1949) S. 369–375) erschienene Aufsatz nach seinem Wiederabdruck in FRIEDRICH SENGLER: *Arbeiten zur Literatur 1750–1850* (Stuttgart 1965) S. 9–23, hier S. 10.

Für SENGLE gilt dagegen als ausgemacht, nicht nur daß GOETHEs Dichtung phasenweise und besonders in der hochklassischen Zeit mehr als nur konventionell unterfüttert war (herausgehoben werden u. a. die *Iphigenie* und die *Wanderjahre*), und es daher längst an der Zeit sei, solche von der Forschung anathemisierten konventionelleren Produkte GOETHEs wie die Weimarer Singspiele, die nachrevolutionären Dramen für die Weimarer Hofbühne oder seine lebensbegleitende Gelegenheitslyrik mehr in den Blickpunkt zu rücken, sondern auch, daß gerade die *durchgängige* Spannung „zwischen ihm selbst und der Gesellschaft, zwischen Erlebnis Ausdruck und überlieferter Form, überhaupt zwischen Subjektivem und Objektivem“ (S. 17) im Lebenswerk und Lebensweg GOETHEs nicht aus dem Gesamtbild des Dichters ‚existentialistisch verengend‘ (S. 21) ausgeklammert werden darf.¹⁹ Die „aus dem hierarchischen Geiste Stefan Georges“ (S. 11) gewohnheitsmäßig aufrechterhaltene Scheidung von originärer Spitzenleistung und konventionell angepaßter, ästhetisch bloß mittelmäßiger Produktion werde dem Werk in seiner Gesamtheit wenig gerecht und ziehe leicht eine verhängnisvolle Fehlbewertung von GOETHEs Spätwerk nach sich: „Die Frage Konvention oder Ursprünglichkeit,“ betont SENGLE, „läßt sich nicht eindeutig entscheiden, wenn man die Gesamtheit von Goethes Werk im Auge behält. Betrachtet man Goethes theoretische Äußerungen, die ja meist aus seiner späteren Zeit stammen, so macht man die überraschende Entdeckung, daß er mehr der Tradition als der Ursprünglichkeit das Wort geredet hat“ (S. 10).

Daneben diskutiert SENGLE GOETHEs Wertschätzung sittlicher Konventionen (etwa seine Stützung der Institution Ehe in den *Wahlverwandtschaften*), sein sich Einlassen auf beliebte konventionelle Gattungen oder sein dezidiertes Eintreten für die Bewahrung von Traditionen und die Mäßigung überschüssiger genialischer Originalität. Gerade indem er solche konventionellen Aspekte im Werk GOETHEs herausstreicht, gelingt es SENGLE, den Finger auf eine Reihe von immanenten Widersprüchen der seinerzeitigen Goetheforschung als auch der panegyrischen Goethebiographik zu legen.

Dabei kam es SENGLE durchaus nicht auf die Propagierung eines umgekehrten Goethebildes in extremis an; er redete auch nicht einer Abwendung vom ‚klassischen‘ und Hinwendung zum ‚konventionellen‘ GOETHE das Wort. Ihm ging es vornehmlich um die damals längst überfällige Korrektur am standardisierten ‚konventionellen‘ Goethebild und um eine größere Aus-

gewogenheit des interpretatorischen Verfahrens, das nicht die eigenen Konventionen selektiv dem fremden Werk aufoktroieren soll, sondern im Werk und in den herrschenden sittlichen Normen selbst die historischen Kategorien der Analyse aufsuchen muß.

VIKTOR ŽMEGAC hat 1966 in seinem Aufsatz *Konvention, Modernismus und Parodie. Bemerkungen zum Erzählstil Thomas Manns*²⁰ die Frage der Konventionalität zum Anlaß genommen, THOMAS MANNs Werk von dem abzuheben, was landläufig als die literarische Moderne bezeichnet wird; dabei dient ihm insbesondere das Werk des Iren JAMES JOYCE als Kontrastfolie. Obgleich THOMAS MANN im Formalen zunächst als ein literarischer Außenseiter porträtiert (S. 7) wird, zeichnet er sich für ŽMEGAC desungeachtet gerade dadurch als vollgültiger Moderner aus, daß er nicht wie JOYCE als eigenwilliger Innovator der literarischen Formensprache aufzutreten gewillt ist, sondern er das in der Tradition bereitliegende Formenreservoir konservativ bewahrend zwar, und doch durchaus ironisch und parodierend, bis an seine äußersten Grenzen vorantreibt. Aus der in manchem Vergleich etwas bemühten Konfrontation zwischen dem Werk von JOYCE und MANN gelangt ŽMEGAC zu dem nicht nur ihn selbst überraschenden Umkehrgedanken, daß „das eigentlich Besondere, man möchte fast sagen Schockierende und Unkonforme seiner Erzählkunst . . . paradoxerweise in der Bewahrung überlieferter epischer Konventionen und Schemata [liegt], in der traditionellen Faktur“ (S. 10), woraufhin sogar die „Geburt des Originellen aus dem Geist der Konvention“ als paradoxe Formel für MANNs literarisches Oeuvre in den Raum gestellt wird. Inwieweit dies ein stichhaltiges Paradox ist, das allein den Fall THOMAS MANN kennzeichnet, bleibe dahingestellt, betont doch ŽMEGAC selbst, daß weniger die Konventionen das ästhetisch Markante am Werk von THOMAS MANN seien als vielmehr sein spielerischer, ironischer und parodierender Umgang mit ihnen, den „Formenmustern einer großen Überlieferung“ (S. 7). ŽMEGACs Begriffsverwendung ist nicht untypisch für die in der Germanistik vorherrschende Auslegung des Begriffs der literarischen Konvention. Konventionen bezeichnen hier einen mehr oder minder festen Bestand an formalen Stilmustern, der mit der Tradition überliefert oder durch diese erst konstituiert wird, sie liegen für den Autor als Ausdrucksrepositorium zur Übernahme und Anwendung bereit.

Auch HELMUT HEIßENBÜTTEL hat mit seiner „Abschweifung“ von 1978 über *Konvention und Innovation* zur Konventionsdiskussion beigetragen.²¹

¹⁹ Auch hier ist ein direkter Einfluß von CURTIUS anzunehmen, der an einer Stelle seines Buches erläutert: „Für unsere Betrachtung gibt es keinen Unterschied zwischen vornehmen und verächtlichen Traditionselementen. Man muß den ganzen Bestand zusammennehmen: erst dann greift man die Kontinuität der europäischen Literatur.“ ERNST ROBERT CURTIUS: *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* (Bern und München 1965) S. 395.

²⁰ Hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: *Thomas Mann und die Tradition*, hg. von PETER PÜTZ (Frankfurt 1971) S. 1–13.

²¹ In: *Kontext 2. Geschichte und Subjektivität*, hg. von MARLIS GERHARDT und GERT MATTENKLOTT (München 1978) S. 42–48.

Er wendet sich am Beispiel der Kunst des 18. Jahrhunderts ausdrücklich dem Thema zu, „was in einem autonomen Werk (in dem, was wir uns als ein autonomes Werk anzusehen gewöhnt haben) sich der Allgemeinheit, der Überlieferung, dem Kollektiv, der Konvention verdankt und was der personalen oder von der Gunst des historischen Moments ermöglichte Einsicht, Findung, Erfindung, Innovation“ (S. 43). HEISENBÜTTEL hebt mit gutem Recht hervor, daß die Entstehung der Frage Konvention oder Innovation jüngerer historischen Datums ist, daß sie im 18. Jahrhundert so zum Beispiel nicht hätte gestellt werden können, beziehungsweise daß, wer heute Autoren des frühen 18. Jahrhunderts mit dem Vorwurf der Konventionalität begegnet, ihre spezifische Kunstleistung einem falschen Maßstab unterstellt: „Solange eine geschlossene, vielleicht schon angezweifelte, aber doch noch immer den Gesamtzusammenhang bestimmende theologische Weltinterpretation wirksam ist, läßt sich nicht zwischen so etwas wie Konvention und Innovation unterscheiden“ (S. 43).

Mit einer Analyse der zum 20. Jahrhundert hin ansteigenden Tendenz, das noch bei GOETHE und HEINE vorfindliche „Miteinander und Ineinander“ von Konvention und Innovation durch eine Poetik der reinen Innovation abzulösen, die die Konvention „immer mehr zu etwas Niedrigerem, Abgestandenem, Liegengelassenem erklärt“ (S. 46), leitet HEISENBÜTTEL anschließend zur Gegenwartskritik über. Nachdem die diversen Ismen mit ihren immer rascher abgebrochenen Konventionen die Kunstauffassung des Sozialismus als Gegenmodell hervorriefen, die sich ihm zufolge ausdrücklich auf die Konvention und den „Konsensus der Mehrheit“ besinnt, sieht er die Konvention im letzten Drittel unseres Jahrhunderts künstlerisch wieder im Aufwind. Er vermerkt, daß Innovation zunehmend bloß vergangener Kunst zugestanden, an der eigenen jedoch immer weniger toleriert wird. Vergangene Innovation, ob BAUDELAIRE oder BERLIOZ, wird zum „Innovationsersatz“ für den eigenen Mangel daran. Daß das künstlerische Überschreiten der je eigenen Konvention immer auch im Dienst der gesellschaftlichen Aufklärung steht, das versteht sich für HEISENBÜTTEL von selbst, doch diese Tendenz vermißt er ganz entschieden in der Kunst der Gegenwart. Damit übersieht er freilich die – inzwischen allerdings deutlicher erkennbar gewordene – gesteigerte Rolle des spielerischen und zitierenden (und durchaus auch innovativen) Umgangs mit vergangenen Konventionen in der Kunst der Postmoderne.

Als letztes möchte ich auf SIEGFRIED J. SCHMIDTS kürzlich erschienenen Buch *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*

(Frankfurt 1989) eingehen,²² wo er unter anderem den konventionalen Status der „differentiellen Semantik“ der bürgerlichen Gesellschaft diskutiert, zu der als integrale Bestandteile die binären Oppositionen „Natur vs. Zivilisation, Denken vs. Empfinden, Sinnlichkeit vs. Sittlichkeit, Freiheit vs. Zwang, Individuum vs. Allgemeinheit“ (S. 412), „Erkenntnis vs. Handeln, ... Nützlichkeit vs. delektierende Repräsentation“ (S. 413), Künstler vs. Nichtkünstler, Individuum vs. Gesellschaft oder Verstand vs. Herz (S. 414) zählen. Wichtiger aber noch ist SCHMIDTS aus empirisch-systemtheoretischer Sicht vorgenommene Unterscheidung von zwei seit dem 18. Jahrhundert unsere literarischen Handlungen und unser Verständnis des literarischen Systems steuernden „Makro-Konventionen“, nämlich die ‚Ästhetik-Konvention‘ und die ‚Polyvalenz-Konvention‘. „Die erste Konvention bewirkt,“ kommentiert er an einer Stelle, „daß Handlungen und Kommunikationen in erster Linie auf solche Werte, Normen und Bedeutungsregeln ausgerichtet werden, die die handelnden Subjekte nach der von ihnen vertretenen Ästhetik für literaturbestimmend halten. Die zweite Konvention eröffnet Handelnden im Literatursystem die Möglichkeit, sich beim Umgang mit literarischen Werken auf eine Optimierung ihrer subjektiven Ausdrucks- und Erfahrungsmöglichkeiten zu konzentrieren“ (S. 19). Als Beispiele für solche Makro-Konventionen werden vor allem erwähnt Fiktionalität, Subjektivität und Autonomie (S. 19, 22 et passim). SCHMIDTS Vorstellungen koinzidieren somit auf mehreren Ebenen mit den eingangs erwähnten angloamerikanischen spät- und poststrukturalistischen Konventionstheorien vor allem im Hinblick auf den konsensuellen Faktor literaturbezogener Diskurse. In SCHMIDTS empirischem Literaturmodell wird meines Wissens die Konvention erstmals in der Germanistik *systematisch* als Grundlage und Instrument der Theoriebildung eingesetzt und eigenständig fortentwickelt.

Die hier vorgestellten Aufsätze repräsentieren mindestens ebenso viele Tendenzen innerhalb der literaturwissenschaftlichen Konventionsforschung. ALEXANDER VON GLEICHEN-RUBWURM thematisiert gleich mehrfach den zu allen Zeiten im Gange begriffenen Naturalisierungsprozeß des Konventionellen; er hebt den außerordentlich engen Zusammenhang von Konvention, Tradition, Innovation, dem Automatisierten und dem Klassischen sowie den medialen Aspekt hervor, aus dem heraus die Unterscheidung von konventioneller Schablone und Konvention vorgenommen wird. Als *einen* Angelpunkt seiner Betrachtung stellt auch FRIEDRICH SENGLER die Konvention in einen

²² Vgl. auch SIEGFRIED J. SCHMIDT: Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft (Braunschweig 1980), wo die nachfolgend beschriebenen Konventionen erstmals vorgestellt werden.

Begründungszusammenhang mit den Begriffen Tradition und Originalität; doch geht es ihm vorrangig um die Frage von GOETHES Eingebettetsein in einer spezifischen Kultur und Weltansicht und um dessen Hinwendung zu dieser „formalen Kultur“ (S. 12) und deren besonderen konventionellen Dichtungsformen. SENGLE lenkt damit den Blick auf Texte, die die bisherige Goehteforschung stets als minderwertig von jeder ernsthaften Würdigung ausgeklammert hatte. ŽMEGAC betont dem Zug zur eher formalistischen Werkbetrachtung folgend demgegenüber die stilistische Formelhaftigkeit der literarischen Konvention. Konventionen treten hier nicht als gesellschaftliche Umgangsformen und Verhaltensnormen, als Ausdruck von, „humanen“, sittlichen, ausgeglichenen, reifen“ (SENGLE) sozialen Werten in Erscheinung, sondern stellen Formmuster dar, literarische Schablonen und Raster, mit denen in unterschiedlichem Grad zwar experimentiert werden kann, denen aber an und für sich kein oder ein nur geringer ästhetischer Eigenwert beigemessen werden darf. HEIßENBÜTTELS Beitrag reflektiert über die Geschichte der Konvention als Komplementärbegriff zum Individuum und zur schöpferischen Originalität; für ihn tritt der von ŽMEGAC am formalliterarisch konkreten Beispiel THOMAS MANNs aufgezeigte Zwiespalt von Erneuerungszwang und Bewahrungsbedürfnis hinter die eher institutionelle Problematik und die unverzichtbare Aufklärungsfunktion der Innovation im kunsthistorischen Prozeß zurück. SCHMIDT schließlich entwickelt die Rolle des konsensualen Moments von Literatursystemen und versucht, ihren fundamentalen Konventionalismus bloßzulegen. Mithin läßt sich auch im germanistischen Fachgeschehen – wenn auch nicht so exponiert wie in der amerikanischen Konventionsdiskussion – eine Bewegung beobachten von soziologischen und medialen Ansätzen in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts über formale oder textimmanente, in denen die Konvention als kulturelle Formel ohne besonderen ästhetischen Wert in Erscheinung tritt,²³ bis zu institutionellen und diskursiven, wo an der Konvention die Transitivität ihres kommunikativen Absprachecharakters herausgestrichen wird.

Wenn man einmal von den hier diskutierten Autoren absieht, und nicht einmal sie sind sich immer über die Mehrdeutigkeit und Vielschichtigkeit des Begriffs der Konvention im klaren, trifft für den deutschen Sprachraum im allgemeinen das zu, was DIETER WUNDERLICH im Hinblick auf die sprachwissenschaftliche Handhabung des Begriffs Konvention festgestellt hat: „Die Rede, daß Sprache eine Mannigfaltigkeit gesellschaftlicher Konventionen sei,

²³ Dagegen hat VALÉRY schon früh eingewandt: „Celui qui se représente un arbre est forcé de se représenter un ciel ou un fond pour l'y voir s'y tenir. Il y a là une sorte de logique presque sensible et presque inconnue.“ Oeuvres. Tome 9. Les Divers Essais sur Léonard de Vinci (Paris 1938) p. 59–118, hier p. 65.

ist für die heutige Sprachwissenschaft eher ein Topos als eine Aufgabenstellung. Dies meint: man bedient sich gerne einer solchen Redeweise, um damit das Problem ein für allemal losgeworden zu sein, aber erklärt damit nicht, was denn eine Konvention (oder, mit anderen Worten, eine eingespielte soziale Regel) eigentlich ist und inwiefern Sprache unter diesen Begriff von Konvention fallen kann.“²⁴ Mit anderen Worten: die Konvention ist sowohl im Alltag des sprach- als auch des literaturwissenschaftlichen Diskurses ein wetterwendischer Genosse. Umsomehr ist natürlich eine systematische Fixierung ihrer fruchtbaren Janusgesichtigkeit, ihrer funktionalen Polyvalenz und Mehrschichtigkeit ein Desideratum der Germanistik. Der Begriff ist zwar – wie wir erkannt haben – auch in der deutschen Literaturwissenschaft heimisch, ja fast allgegenwärtig (wenngleich in Standardnachschlagewerken nicht verzeichnet), ist aber nichtsdestoweniger in seinem Gebrauch als selbständige begriffliche Entität des literaturwissenschaftlichen Instrumentariums niemals aus germanistischer Perspektive eingehender problematisiert worden.

Als Propädeutik zu einer überfälligen Problematisierung der Konvention aus literaturwissenschaftlicher Sicht möchte ich daher im nachfolgenden auf einige dem Begriff inhärierende Aporien aufmerksam machen. Dieses Aporetische ist freilich, soviel sei hier bereits vorweggenommen, nicht notwendigerweise als ein Manko dieses Konzepts aufzufassen. Ein solch widerspenstiger Begriff wie der der Konvention kann nämlich, wie noch zu sehen sein wird, aus seinen erheblichen internen semantischen Spannungen heraus sogar mit erheblichem Gewinn bei der Diskussion um literarische Formen und ästhetische Werte eingebracht werden, sofern man sich im vorhinein seiner rhetorischen Implikationen und ideologischen Widerhaken im Zusammenspiel von Ästhetik, Poetik und Praxis der Literatur vergewissert.

III

Das Konzept der Konvention ist bemerkenswerterweise *von Natur aus* so aufnahmefähig, daß es sich noch von den scheinbar gegenläufigsten Interpretationsverfahren und von den unterschiedlichsten theoretischen Diskussionskontexten mühelos hat assimilieren lassen. Das gilt für Deutschland nicht minder wie für die Vereinigten Staaten. Gerade die jüngste amerikanische Theorielandschaft (resp. ein nicht insignifikanter Teil davon) zeigt in besonders anschaulicher Weise wie Vertreter diametral entgegengesetzter Positio-

²⁴ Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, a. a. O. S. 11.

nen die Konvention gleichermaßen als Zeuge für ihre Modellvorstellungen von Texten und Textbedeutungen herbeizutieren. Zum Beispiel werden Konvention und Konventionalität sowohl von E. D. HIRSCH²⁵ als auch von STANLEY FISH²⁶ im gleichen Grade als Grundaxiom für ihre miteinander konkurrierenden Anschauungen reklamiert – man kann angesichts so vieler begriffsimmanenter Flexibilität nur staunen. Dabei garantiert die Konvention dem einen Verständigung noch über die entferntesten historischen Zeiträume hinweg, für den anderen sind sie Ursache des Mißverständnisses und Grund für die Intransitivität von Kommunikationsvorgängen, sobald sie die Grenzen einer raumzeitlich eng fixierten Interpretationsgemeinschaft verlassen. Hier ist sie Gleitmittel für intersubjektive Verständigung, dort ein Hemmschuh gegen vollste Verständigung. Sie belegt, von der einen Warte aus betrachtet, die Beständigkeit der Mitteilungsfunktion der Sprache und dient bereitwillig zum Anwalt der Rekonstruierbarkeit von gegenwärtigen wie historisch vergangenen Redesituationen. Aus der entgegengesetzten Perspektive wird gerade sie und die durch sie verursachte unendliche Pluralisierung der Kontexte für die unüberbrückbare Kluft zwischen Zeiten und Räumen verantwortlich gemacht; sie verurteilt so jeden Versuch der historischen Rekonstruktion im vorhinein zum Mißerfolg.

Ohne Konventionen gäbe es, darin sind sich freilich *beide* Autoren einig, keine Kommunikation. Weil es sie aber gibt und weil sie sich zeitlich beständig wandeln und ineinanderverkanten beziehungsweise räumlich und perspektivisch auseinanderdriften, beschneiden sie wieder die Kommunikation, die sie zuallererst ermöglichten; so ergibt sich zwischen Sprache, Konvention, Code und Kontext ein symmetrisches Verhältnis: „The example of the signature thus presents us,“ schreibt JONATHAN CULLER in einem verwandten Zusammenhang in *On Deconstruction*, „with the same structure we encoun-

²⁵ HIRSCH schreibt in seiner Rezension *Gadamer's Theory of Interpretation*: „To speak individualistically simply in terms of an inaccessible authorial intention is to misrepresent the problem. Our chances of making a correct preliminary guess about the nature of someone's verbal meaning are enormously increased by the limitations imposed on that meaning through cultural norms and conventions. A single linguistic sign can represent an identical meaning for two persons because its possible meanings have been limited by convention. By the same token, the larger linguistic configurations which an interpreter confronts also have this conventional and normative character. This is what makes correct preapprehension reasonably likely to occur“ (Hervorhebungen von mir). E. D. HIRSCH: *Validity in Interpretation* (New Haven and London 1967) pp. 245–264, hier S. 262.

²⁶ Eine von vielen mindestens so typischen Äußerungen in *Is There A Text In This Class* (Cambridge 1980) lautet: „All aesthetics, then, are local and conventional rather than universal, reflecting a collective decision as to what will count as literature, a decision that will be in force only so long as a community of readers or believers (it is very much an act of faith) continues to abide by it“ (p. 109).

tered in the case of other speech acts: (1) the dependence of meaning on conventional and contextual factors, but (2) the impossibility of exhausting contextual possibilities so as to specify the limits of illocutionary force, and thus (3) the impossibility of controlling effects of signification or the force of discourse by a theory, whether it appeal to intentions of subjects or to codes and contexts.“²⁷ Deshalb können historisch orientierte Konventionsanalysen, gleich ob mit formgeschichtlicher, literatursoziologischer oder rezeptionshistorischer Ausrichtung z. B., zwar zur Annäherung an literaturhistorische Sachverhalte wie Erwartungshorizonte, Rezeptionshaltungen oder vermeintlich originäre Bedeutungen beitragen, erschöpfend aber wird man solche Konventionssysteme mit ihren diversen historischen Kontinuitäten und Umschichtungen bis in unsere Gegenwart hinein kaum erfassen und verfolgen können. (Diese grundsätzliche hermeneutische Crux wird natürlich durch die Schriftlichkeit, mithin durch das transepochale Überdauern und den transkulturellen Austausch von Literatur im Vergleich zur gesprochenen Sprache nur noch potenziert.)

Und weil sich die Konvention als „soziale Einrichtung“ sprachgleich verhält (auch sie ist durch „kollektive Übereinstimmung anerkannt“ und entspricht „einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft“, wie es FERDINAND DE SAUSSURE von der Sprache behauptet),²⁸ ist die Konventionsdebatte auch mit allgemeineren hermeneutischen Fragestellungen korrelierbar. Dann spitzt sie sich letztlich zur Frage zu, ob Konvention – wie die Sprache selbst – eine Brücke oder eine Schranke darstellt. „Hier habe ich angeknüpft,“ meint denn auch HANS-GEORG GADAMER diesbezüglich im Dialog mit JACQUES DERRIDA,

„und frage, wie sich die Gemeinsamkeit des Sinnes, die sich im Gespräch aufbaut, und die Undurchdringlichkeit der Andersheit des anderen miteinander vermitteln und was Sprachlichkeit im letzten Betracht ist: Brücke oder Schranke. Brücke, durch die der eine mit dem anderen kommuniziert und über dem fließenden Strome der Andersheit Selbigkeiten aufbaut, oder Schranke, die unsere Selbstaufgabe begrenzt und uns von der Möglichkeit abschränkt, uns selber je ganz auszusprechen und mitzuteilen.“²⁹

Die Konvention ist wie die Sprache ein Messer mit zwei Schneiden, deshalb die Rede von ihrer Janusgesichtigkeit. Man darf natürlich vermuten, daß diese basale Zweipoligkeit des Begriffs der Konvention – wobei zwischen den Eckwerten der absoluten Vermittelbarkeit und der ebenso absolu-

²⁷ *On Deconstruction*, a. a. O., p. 128.

²⁸ F. DE SAUSSURE: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Berlin 1967) S. 17–19.

²⁹ HANS-GEORG GADAMER: *Text und Interpretation*. In: *Text und Interpretation. Deutsch-französische Debatte*, hg. von PHILIPPE FORGET (München 1983) S. 24–55 und 59–61, hier S. 31.

ten Unvermittelbarkeit unzählige Abstufungen anzunehmen sind – dafür mitverantwortlich ist, daß er im 20. Jahrhundert zum Grundkonzept und Spielball der unterschiedlichsten literaturwissenschaftlichen Theorien werden konnte: der Begriff der Konvention weist nämlich die bemerkenswerte Eigenschaft auf, jedem methodischen Aneignungsversuch zu willfahren. Er wurde – in welcher Variante auch immer – von Formalisten und New Critics ebenso zu ihrem Rüstzeug gemünzt, wie von Marxisten, Strukturalisten und Prager Strukturalisten, Rezeptions- und Sozialhistorikern, Feministinnen und Poststrukturalisten angeeignet.³⁰ Wer auch immer sie sich gefügig macht, im konventionalen Interpretationsmodus werden – bewußt oder unbewußt, explizit oder implizit – literarische Artefakte stets als Produkte von kommunalen Übereinkünften begriffen, die aus den vielfältigsten Traditionen herauswachsen. Konventionen und historische Kontexte, Konstanz und Variabilität, sind dabei – worauf in letzter Zeit wiederholt beharrt wurde³¹ – aufs engste miteinander verwoben. BARBARA HERRNSTEIN SMITH hat in einem ähnlichen Zusammenhang unlängst das Oxymoron „variable constancies“ geprägt.³² Konventionen steuern je nach Perspektive die Produktion, die Tradierung, die Rezeption oder die Vermarktung von Literatur. Mal sind sie bewußt, mal unbewußt, mal frei verfügbar, mal intertextuell verfügt, mal formgebunden oder mal an Inhalten festgemacht.

Wodurch sich diese divergenten Konventionsbegriffe aber in erster Linie voneinander unterscheiden, sind natürlich vor allem die ihnen stillschweigend zugrundegelegten Annahmen über die Kurz- oder Langlebigkeit der zur Konvention gewordenen Absprache(n). Es gibt – mit einer geologischen Metapher gesprochen – so viele verschiedene Sedimentierungsgeschwindigkeiten und ebensoviele Sedimentschichten der Artenvielfalt von Absprachen, die sich irgendwann einmal zu sozial tragfähigen Konventionen verdichten haben, wie es Theorien der Konvention gibt. Die Skala reicht von quasi naturgewordenen – und damit im engeren Sinne ‚entkonventionalisierten‘ – anthropologischen Verhaltensfunktionen (wie sie uns in NORTHROP FRYES li-

terarischer Archetypik oder der strukturalistischen Anthropologie begegnen) über mehr oder minder lang- oder kurzlebige soziale Übereinkünfte wie die Metakonvention der Naturnachahmung oder die kürzerwährende Komplementärkonvention der Antikennachahmung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, tradierte Gattungen, Stoffe, Motive und Themen der Weltliteratur (das gesamte literarische Formenarsenal überhaupt, sofern es nicht an einem einzelnen Autor haftet und von Generation zu Generation weitergereicht wird), die institutionellen Konventionen der ‚Kunstautonomie‘ oder der Dichotomisierung in hohe und niedrige Literatur sowie interpretatorische Konventionen wie Harmonie, Kohärenz, Einheit, Stringenz, Konsistenz u. ä. bis hin zu den kurzlebigsten literarischen Modeerscheinungen.³³

Signifikanterweise ist es aber häufig genug eben dieses zuletzt erwähnte modisch Aufgesetzte, das sich angeblich über kurz oder lang Verflüchtigt, das mit dem Konventionellen kontrastiert wird. Meint nicht fast jeder, der mit der Mode geht, sich gerade unkonventionell zu kleiden? Andere halten dagegen, daß just, wer mit der Mode geht, mit dem Strom schwimmt und sich damit konventionell gebart. Wieder andere setzen Konventionelles in Opposition zum Klassischen, das die Zeiten überdauert und sich dadurch am Leben erhält. Konventionell ist hier das, was mit den Zeiten geht und abstirbt. Diese definitivische Ambivalenz und linguistische Unfixierbarkeit und Flüchtigkeit des Wortes ist natürlich nur ein weiterer Beleg für die bemerkenswerte und durchaus vexierende Mittelstellung, die die Konvention in herkömmlicher Redeweise zwischen Klassizität (Permanenz) und Mode (Transitorität) einnimmt; je nachdem, welchem Begriff sie momentan gegenübergestellt wird, erscheint sie als von Dauer oder nicht. Dabei bleibt doch das eine in aller Regel an ihr haften: fast durchgängig bildet sie die Negativfolie, das – sei’s ästhetisch, sei’s modisch – Minderwertigere, das Muster dessen, woran man sich eben *nicht* zu orientieren hat, will man seinen guten Geschmack unter Beweis stellen.

Das ist besonders bei Definitionen der Konvention als einer sozialen Erscheinung evident. Das französische *Dictionnaire de conversation a l'usage des dames et des jeunes personnes* von 1841 gibt dafür ein besonders gutes Beispiel; dort steht unter dem Stichwort ‚Convention‘ zu lesen:

„On appelle, dans le langage ordinaire, *conventions sociales*, des règles de conduite et de bienséance ne reposent sur aucune base fixe, parce qu'elles se rapportent à des usages incertains qui d'or-

³³ Erwähnenswert mag in diesem Zusammenhang eine Bemerkung seitens PAUL DE MANS sein, der sich zur Mode wie folgt äußerte: „When it becomes fashionable to dismiss fashion, clearly something interesting is going on, and what is being discarded as *mere* fashion must also be more insistent, and more threatening, than its frivolity and transience would seem to indicate.“ *The Resistance to Theory* (Minneapolis 1986) p. 65.

³⁰ Vgl. die in den Fußnoten 4 und 5 aufgeführten Autoren und Werke.

³¹ Die vom Strukturalismus gekappte Verbindung zwischen Konvention und Kontext ist in letzter Zeit von verschiedenen Autoren wiederhergestellt worden. Vgl. hierzu JAY SCHLEUSENER: *Convention and the Context of Reading*, a. a. O.; JONATHAN CULLER: *On Deconstruction*, a. a. O. chap. I.2, pp. 110–134; LAWRENCE MANLEY: *Convention 1500–1750*, a. a. O.; STEVEN MAILLOUX: *Convention and Context*. In: *New Literary History*. Bd. 14 (1983) pp. 399–407; JACQUES DERRIDA, „This Strange Institution Called Literature“: An Interview with Jacques Derrida. In: J. DERRIDA: *Acts of Literature*, hg. von DEREK ATTRIDGE (London and New York 1992) pp. 33–75.

³² BARBARA HERRNSTEIN SMITH: *Contingencies of Value* (Cambridge 1988) pp. 1–16 (Kapitelüberschrift).

dinaire ne sont pas même motivés, mais qui doivent être respectés par cela seulement qu'ils existent comme faits. On dit de même qu'une chose est *de convention*, lorsqu'elle est peut-être contraire aux règles de la raison et de la société; mais qu'elle est en quelque sorte passée en usage et reçue sans examen. C'est aussi indiquer qu'elle n'a le sens, la valeur, la réalité qu'on lui attribue, que parce qu'on le veut bien.³⁴

Wie hier besonders anschaulich wird, ist die Konvention ein durchaus (miß)brauchbarer Begriff, und zwar nicht schon deshalb, weil in ihm nominale und attributive Bedeutung in produktiver Spannung gegeneinander stehen, sondern auch weil das Konzept eine diskursive Abgrenzungsstrategie bereitstellt, bei der alles Überkommene, womit man nicht einverstanden zu sein pflegt, mit sicherem Zugriff als *Konventionelles* entlarvt und anathemisiert werden kann. Als pure Absprache und bloß rhetorisches Gaukelwerk, das sich auf nichts im Objekt stützen kann, verdient die Konvention unser Mißtrauen; sie ist wandelbares willkürliches Menschenwerk und in keinster Weise durch eine natürliche Sachlage legitimiert: sie ist sprichwörtlich basislos. Ähnlich hatte HEGEL zwei Jahrzehnte zuvor in seinen *Vorlesungen zur Ästhetik* das Konventionelle als „willkürlich Gemachte[s] . . . , eigentlich sowohl Kunst- als Naturlose[s]“ bezeichnet, „wzu sich die Kunst verirrt hatte.“³⁵ Mithin sind, so versteht es sich, die Konvention und das Konventionelle im Gesellschaftlichen wie auch im Reich der Ästhetik als lose und unvernünftige Gesellen ohne leitende Prinzipien auszumachen.

Wäre es da nicht an der Zeit, zumal angesichts des in unserer ‚postmodernen Moderne‘ gängig gewordenen Anknüpfens an Unterhaltungskultur und Medienwirtschaft (eine Massenindustrie also, die sich mit nachweislicher Breitenwirkung konventioneller Ausdrucksformen bedient), die Begrifflichkeiten der Konvention und Konventionalität – diese ästhetischen und sozialen *underdogs* – von einem Stigma zu befreien, das ihnen eine gegen die Vorherrschaft der klassizistischen Konvention in Kunst und Kultur aufbegehrende Romantik aufgehalst hat, mithin eine Epoche, die – so ARNOLD HAUSER – in ihrem anticlassizistischen Übereifer eine eigene „Konvention der Konventionslosigkeit“ aufstellte, die wir heute quasi *per conventionem* noch immer akzeptieren?³⁶ Man könnte natürlich, um die Sache zu befördern,

³⁴ Der Schlußteil dieser Definition ist fast wortgleich dem Wörterbuch der französischen Akademie entlehnt.

³⁵ GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL: Werke, hg. von HEINRICH GUSTAV HOTH, Bd. 10 (Berlin 1835) S. 60 f.

³⁶ ARNOLD HAUSER: Philosophie der Kunstgeschichte (München 1958) S. 445. Die Stelle befindet sich in dem „Zur Dialektik der Kunstgeschichte: Bildung und Wandel der Konventionen“ betitelten sechsten Kapitel, von dem HAUSER bezeichnenderweise im Vorwort sagt: „das [Kapitel] über die Rolle der Konvention in der Geschichte der Kunst ist vielleicht der persönlichste, entwicklungsfähigste und entwicklungsbedürftigste Teil des Buches“ (S. X).

zwischen dem ästhetisch minderwertigen Konventionellen und dem durch Herkommen ästhetisch sanktionierten Konventionalen eine künstliche Trennwand aufzurichten versuchen (wie es GLEICHEN-RUßWURM letztlich zu Beginn des Jahrhunderts bereits vorgeschlagen hatte, als er Schablone und Konvention ästhetisch-evaluativ auseinanderdividierte). Vielleicht läßt sich aber auch ohne einen solchen linguistischen Winkelzug und stattdessen durch einen bewußteren Umgang mit diesem Begriff das gestörte Verhältnis von Originalität, Konventionalität und Klassizität, von Innovation und Konvention endlich wieder ins rechte Lot bringen, so wie es uns schon GOETHE – in einer gegenüber KANT und der Romantik markanten Andersbewertung der Konvention – in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* nahegelegt hat: „Mit dem Genie haben wir am liebsten zu tun,“ schrieb er dort im zweiten Buch, „denn dieses wird eben von dem guten Geist beseelt, bald zu erkennen, was ihm nutz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respekt, sogar vor dem, was man konventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Notwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten.“³⁷

Was GOETHE hier so gelassen ausspricht, ist nicht nur sehr unkonventionell gedacht – die *Wanderjahre* sind ja auch sonst eine modern verspielte Reprise aller damals in Umlauf befindlicher Gattungs- und Erzählkonventionen –, sondern auch insofern beredt, als hier schon früh das Klassische schlechthin als im Konventionellen *aufgehoben* erkannt wird. Anders gesagt: das Klassische ist das Konventionelle als Übereinkunft in Permanenz. GOETHE nimmt mit seiner erstaunlich scharfsichtigen Äußerung wesentliche Momente späterer Grunddefinitionen des Konventionalen vorweg; er knüpft es zum Beispiel an das doppelte Erfordernis, daß das Genie als schöpferischer Mensch statt die Kunst als das anzusehen, was sie *nicht* ist, nämlich Natur, sie als Kunstmedium wahrnehmen und erlernen muß,³⁸ und zweitens, daß man immer der Tatsache eingedenk zu sein hat, daß die Konvention einer fortgeschriebenen sozialen Übereinkunft entspringt und dadurch aufs engste

³⁷ J. W. G. GOETHE: Wilhelm Meisters Wanderjahre (2. Buch, 8. Kapitel) Hamburger Ausgabe. Bd. 8 (München 1977) S. 250.

³⁸ Man vgl. hierzu auch die von ECKERMANN mitgeteilte und auf den Tagebuchnotizen von FRIEDRICH SORET fußende (daher im Wortlaut mit Vorsicht zu genießende) späte Äußerung GOETHE: „Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie wenig es haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte.“ Eckermann. Gespräche mit Goethe, hg. von FRITZ BERGEMANN. Bd. 2 (Frankfurt 1981) S. 714.

mit der Tradition verquickt ist. GOETHE weist damit im Kontext der bis heute virulent gebliebenen Dialektik von Originalität und Traditionsbewahrung schon frühzeitig auf einen Sachverhalt hin, den der Komparatist CLAUDIO GUILLÉN vor nicht allzu langer Zeit folgendermaßen beschrieben hat: „One often hears today the term ‚tradition‘, but I suspect that its content is not truly distinct from the semantic province to which ‚convention‘ belongs. Traditions tend to be conventions laid out as sequences (conventions, one might say, with a past).“³⁹ Wenn man GOETHE und GUILLÉN beim Wort nimmt, und es gibt wenig Anlaß, an ihrer Auslegung des Verhältnisses von Tradition und Konvention im Grundsätzlichen etwas auszusetzen, wäre eine Aussage wie die folgende von HANS-GEORG GADAMER sogar als Konfirmation der Relevanz der Konvention und des Konventionalen zu lesen: „Wir stehen als endliche Wesen in Traditionen, ob wir diese Traditionen kennen oder nicht, ob wir uns ihrer bewußt sind oder verblendet genug sind zu meinen, wir fingen neu an – das ändert an der Macht der Traditionen über uns gar nichts.“⁴⁰ Diese Macht der Konvention über das Individuum hat KENNETH BURKE einmal sehr anschaulich zu einem Bild zusammengefaßt: „basic forms“ der menschlichen Anschauungs- und Ausdrucksweisen, meinte er, „may be ‚natural‘ only as a path worn across a field is natural. But if experience has worn a path, the path is there – and using the path we are obeying the authority of a prior form.“⁴¹

Ganz gleich mit welchem Bild man den Vorgang der Konventionalisierung sprachlich illustriert oder welcher Metapher man sich bedient, ob man nun den Baum mit seinem Hintergrund korreliert wie PAUL VALÉRY oder das Befremdende durch Gewöhnung sich naturalisieren läßt wie MARTIN HEIDEGGER,⁴² immer geht es darum, daß der Mensch nicht auf Konvention verzichten kann. Ja mehr noch, die Konvention produziert gerade an *den* Stellen Natur, wo die Natur nur aus Konvention besteht. Konventionen geben dem Menschen Sicherheit in der Überfülle der Sinneseindrücke, die es einzuordnen und zu bewältigen gilt (ARNOLD GEHLEN).⁴³ Sie erzeugen ein Koordina-

³⁹ CLAUDIO GUILLÉN: *Literature as a System. Essays Toward the Theory of Literary History* (Princeton 1971) p. 59 f.

⁴⁰ HANS-GEORG GADAMER: *Die Aktualität des Schönen* (Stuttgart 1977) S. 64.

⁴¹ KENNETH BURKE: *Counter-Statement* (Los Altos 1953) p. 142.

⁴² „Was uns als natürlich vorkommt,“ heißt es bei ihm einmal, „ist vermutlich nur das Gewöhnliche einer langen Gewohnheit, die das Ungewohnte, dem sie entsprungen, vergessen hat. Jenes Ungewohnte hat jedoch einst als ein Befremdendes den Menschen angefallen und hat das Denken zum Erstaunen gebracht.“ MARTIN HEIDEGGER: *Der Ursprung des Kunstwerks*, hg. von HANS-GEORG GADAMER (Stuttgart 1960) S. 16.

⁴³ ARNOLD GEHLEN: *Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen* (Reinbek 1961), darin insbesondere die Kapitel „Mensch und Institutionen“ (S. 69–77) und „Über Kultur, Natur und Natürlichkeit“ (S. 78–92).

tionsequilibrium, das Verhalten nicht nur transindividuell reguliert, sondern auch voraussagbar macht (DAVID K. LEWIS).⁴⁴ Sie geben die basalen Formen unserer Ausdruckswelt vor (BURKE).

Das bestätigt schließlich auch FRIEDRICH NIETZSCHE in jener Notiz aus seinem Nachlaß, wo es heißt: „Jede Reife Kunst hat eine Fülle Konvention zur Grundlage: insofern sie Sprache ist. Die Konvention ist die Bedingung der großen Kunst, nicht deren Verhinderung.“⁴⁵ Andernorts ist freilich, das soll hier nicht unterschlagen werden, die Konvention für NIETZSCHE ein Produkt der gesellschaftlichen Absprache (und somit des Herdentriebs) und vermag als solches durch ihre Verfestigungen sogar der Lüge Vorschub zu leisten.⁴⁶ Ich erwähne NIETZSCHE zum Abschluß in erster Linie deshalb, um noch einmal daran zu erinnern, wie widerstandslos sich die Konvention seit je her, vor hundert Jahren wie auch noch heute, den antagonistischsten Argumentationszwecken einfügt. Mal ist sie notwendige Basis, auf der jede besondere geistige und künstlerische Leistung aufbaut, mal ist sie gefährliche Ruhestatt, die uns zum Verweilen verführt und dabei unsere intellektuelle Beweglichkeit, Eigenständigkeit und Innovationskraft beschneidet. Was dem einen heute klassisch oder modisch oder innovativ erscheint, mag ein anderer morgen wieder als konventionell empfinden; was heute konventionell ist, kann aus welchem Grund auch immer bald wieder klassisch oder modisch geworden sein. Konventionen sind nie etwas Beständiges und Unveränderliches: „And even the convention,“ meint JACQUES DERRIDA, „which allows a community to come to an agreement about the literary status of this or that phenomenon remains precarious, unstable and always subject to revision.“⁴⁷

Diese vexierende Zwiespältigkeit – oder Hinterhältigkeit? – ist, das hoffe ich grob skizziert zu haben, dem Begriff der Konvention von Anbeginn an eingeschrieben; sie gehört zu seiner semantischen Substanz. Was aber auch sichtbar geworden sein dürfte, ist, daß dies nicht nur den Nachteil, sondern auch den Nutzen der Konvention (nicht nur) für die Literaturgeschichte und ihre Theorie hervorbringt. Schließlich gibt es wenige Begriffe, die in sich die semantischen Pole des Fixierten (einer festen Absprache, einer Norm, einer literarischen Form) als auch des Flexiblen (der sich wandelnden Interpreta-

⁴⁴ Siehe Anm. 12.

⁴⁵ FRIEDRICH NIETZSCHE: *Werke*, hg. von KARL SCHLECHTA. Bd. 3 (München 1964) S. 754.

⁴⁶ Z. B. in: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*, ebd. S. 309–322.

⁴⁷ „This Strange Institution Called Literature“: *An Interview with Jacques Derrida*, a. a. O. p. 73.

tionen und Werte), des Objektiven als auch des Subjektiven so gelungen vereinen wie die Konvention, die als Übereinkunft immer zugleich eine Form wie eine Funktion innerhalb des übergeordneten, stets in Wandlung begriffenen sozialen Kommunikationsraums darstellt.